

MICHELLE SACKS

btb

DIE
PERFEKTE
LÜGGE

THRILLER

Ba-ba. Ma-ma. Pa-pa.

Alles, was wir sagen, besteht aus zwei Silben.

Vo-gi.

Pfer-di.

Hau-si.

Manchmal isst das Baby, allerdings nicht immer. Oft mache ich Conor etwas und esse es dann selbst, lasse ihn dabei zusehen, wie ich es mir in den Mund löftele.

Siehst du? Macht gar keinen Dreck.

Ich halte ihm den Löffel hin, und er schüttelt den Kopf.

Der Kleine schreit viel, bildet aber noch keine Worte. Er rollt auf seinem Bauch herum, krabbeln kann er noch nicht. Es gibt Entwicklungsschritte, die ich eigentlich überprüfen sollte, aber ich tue es nicht. Das Handbuch über das erste Lebensjahr des Babys, das Sam mir geschenkt hat, liegt ungeöffnet neben dem Bett, unter einer Tube Bio-Rosenhandcreme, deren Hersteller fünf Prozent seines Profits zur Erhaltung des Regenwaldes spendet.

»Du hast es doch gelesen, oder?«

»Natürlich«, lüge ich. »Es war unheimlich informativ.«

Das Baby. Mein Baby. Er hat einen Namen, aber manchmal bringe ich es nicht über mich, ihn auszusprechen. Conor Jacob Hurley. Natürlich hat Sam den Namen für ihn ausgesucht. »Conor Jacob«, sagte er. Jacob nach seinem besten Freund auf der Highschool, der bei einer Weltumsegelung ums Leben kam. Conor in Anlehnung an Sams eher vage irische Wurzeln. Conor Jacob. Conor Jacob Hurley. Der Name wurde beschlossen und auf das Armbändchen geschrieben, das er um sein winziges Handgelenk trug. Ich sprach mir leise den Namen meines Sohnes vor. Conor Jacob Hurley.

Die Ballons an meinem Wochenbett im Krankenhaus waren blau. Einer war bereits geplatzt, seine Überreste hingen schlaff inmitten der Ballontraube herunter.

»Möchten Sie Ihren Sohn halten?«, bot mir die Krankenschwester an.

Wenn Sam nicht im Zimmer war, schüttelte ich den Kopf.

Er glaubt, ich bin eine gute Mutter, die beste von allen. Voller Liebe und Fürsorge, und gänzlich selbstlos. Vielleicht hat er ja recht, was das Letztere angeht. Ich bin ohne ein Selbst. Manchmal frage ich mich, wo ich bin. Oder: War ich überhaupt jemals da?

Die Tage, an denen Sam nicht hier ist, fühlen sich wie Urlaub an. Das Baby und ich haben dann keinen Zuschauer, den wir beeindrucken müssen. Normalerweise dusche ich an diesen Tagen nicht und laufe den ganzen Tag im Nachthemd herum. Ich sitze auf der

Couch, schaue Reality-Soaps, was eine schlechte Angewohnheit von mir ist (eine von vielen, sollte ich hinzufügen). Davon kann ich nie genug kriegen. Affektierte Frauen, die sich gegenseitig an die Gurgel gehen, Hausfrauen und minderjährige Mütter. Wie sie so tun, als wäre ihr Streit aus dem wirklichen Leben gegriffen, dabei ist alles nur für die Kamera. Wie sie sich verhalten, als wüssten sie nichts von ihrer Künstlichkeit. Diese Verschworenheit ist das Erfolgsgeheimnis dieser Sendungen.

An den meisten Tagen schlinge ich ganze Stücke Butter herunter, ohne Brot, um Kohlehydrate zu sparen und mein Gewicht zu halten, aber wenn Sam weg ist, hole ich meine Vorräte an Chips und Keksen, die ich heimlich im Laden kaufe und unter den Windelpackungen und dem Bio-Spülmittel versteckt nach Hause trage, aus ihrem Versteck in der Trommel der Waschmaschine und falle darüber her. Ich bin widerlich. Nicht im Geringsten damenhaft. Ich popele an meinen Zehennägeln und drücke an den eingewachsenen Haaren auf meinen Beinen herum. Sam wäre außer sich vor Ekel, wenn er mich so sehen könnte. Auch ich erschrecke manchmal über diese Version meiner selbst. Na ja, ich werde mich zusammenreißen müssen, wenn Frank kommt. Dann wird es eine Weile keine solchen Auszeiten mehr geben.

An manchen Tagen denke ich, es wäre nett, mal wegzufahren und unsere kleine Insel zu verlassen, aber natürlich hat Sam das Auto. Zu Fuß braucht man eine Stunde, bis man irgendwo ist, und bis zur nächsten Bushaltestelle sind es vierzig Minuten. Sam hat sich ein Mountainbike gekauft und fährt damit im Wald herum, aber für mich kommt das nicht in Frage. Zu gefährlich, sagt er, wenn man die Mutter eines Babys ist.

Und so kommt es, dass wir hier festsitzen. Nur wir. Mutter und Kind, und es gibt nichts zu tun als die Hausarbeit. Ich habe den Verdacht, dass Sam das gefällt. Nein, ich *weiß*, es gefällt ihm. Dass es für mich keinerlei Ablenkung gibt und ich mich nur auf mein Hausfrauendasein konzentriere. Es hat mich überrascht, wie sehr er mich bezüglich Franks bevorstehendem Besuch ermuntert hat. In New York hat er sich immer beschwert, wenn ich etwas anderes gemacht oder mich für etwas anderes interessiert habe. Alles, was nicht mit Sam zu tun hatte. Sams Lieblingsmusik, Sams aktuelle Lektüreliste, Sams Lehrmaterial, seine neuesten Essgewohnheiten oder sein Sport. Sam ist alles. Und Sams Baby ist ebenso alles.

Das Baby. Das Baby, das wir gemacht haben. Das Baby, das wir in die Welt gesetzt haben. Ich erinnere mich noch gut, wie ich mich an dem Tag gefühlt habe, als ich in unserer Wohnung in dem schäbigen Bad mit den hellbraunen Kacheln stand, in dem es immer nach dem Frittierfett aus dem indischen Restaurant unten im Haus stank, und auf die beiden Linien schaute, die sich auf dem Teststreifen abzeichneten, Lebenslinien, bedrohlich und unwiderruflich. Es war der zweite Test, den ich gemacht hatte. Hoppla. Ein Hoppla-Baby.

Die Tür ging auf. Sam war unerwartet früh nach Hause gekommen.

»Hast du etwa ...«, fragte er und schaute mich an. Ertappt. Ich wartete keine Sekunde.
»Ja, Sam«, rief ich. »Ist das nicht wunderbar?«

Das Wort *ertragen* hat etwas mit *tragen* zu tun, wie zum Beispiel: eine Last tragen. Man soll sich nicht von dieser Last befreien, sondern sie aushalten. Liebe Merry, es steht dir doch frei zu gehen, würden manche Leute sagen, aber die Frage ist, wie, und wohin. Das waren nie Fragen, die ich habe beantworten können. Ich habe nie gedacht, dass eine Entscheidung bei mir liegen könnte. Ich habe auf dieser Welt niemanden außer Sam. Das weiß er. Das ist ganz sicher ein Teil des Reizes. Das und die Tatsache, dass ich nicht gut zurechtkomme, wenn ich auf mich allein gestellt bin. Ich wüsste gar nicht, wo ich anfangen soll.

Es gibt schlaflose Nächte, und Nächte, die niemals enden. Manchmal wache ich auf und stelle fest, dass das Baby in meinen Armen liegt, aber ich kann mich nicht erinnern, es zu mir geholt zu haben. Manchmal wacht der Kleine auf und schreit wie am Spieß, und ich gehe zu seinem Bettchen und sehe ihm dabei zu, wie er vor Wut rot anläuft, die Tränen rinnen ihm übers Gesicht, und er verschluckt sich fast vor Zorn. Wie ein kleines Tier, ein Wechselbalg aus der Wildnis. Dann zögere ich, ihn hochzunehmen, weil ich es hasse, ihn zu trösten, obwohl das alles ist, was er von mir will, worum er mich bittet. Ich kann ihm keinen Trost geben. Ich kann nur dastehen und ihn betrachten, still und reglos, bis er sich ausgeheult hat und zu erschöpft ist, um weiterzumachen.

Schlaftraining, erkläre ich Sam, wenn er sich über das Geschrei beschwert. Ich zitiere dann irgendeine Weisheit von einem Papst der Kindererziehung, weil ich Sam gern demonstriere, wie ernst ich die Entwicklung unseres Kindes nehme. Trotzdem findet er immer etwas, das ich falsch mache, und weist mich darauf hin. Er gibt mir Ratschläge, was ich verbessern kann – Optimierung nennt er das, dafür ist immer Platz. Ja. Er liebt es, mich anzuleiten, zu belehren. Das kann er sehr gut. Die Leerstellen füllen. Ich denke, vielleicht bin ich für ihn ja auch eine Leerstelle, die er ganz allmählich füllen will. Mach dies, zieh das an. Jetzt solltest du deinen Job aufgeben. Jetzt sollten wir heiraten. Und jetzt sollten wir für Nachwuchs sorgen.

Über die Jahre hat er mir gezeigt, was ich zu schätzen habe und worauf ich verzichten sollte. Italienische Oper, russische Pianisten. Experimentellen Jazz. Koreanisches Essen. Französischen Wein.

»Ist das Dvořák?«, frage ich ihn, als wüsste ich das nicht. Als wäre nicht ich diejenige, die in einem Haus am Strand von Santa Monica aufgewachsen ist, die mit einer guten Erziehung und Privatstunden verwöhnt wurde, mehr, als ich es je verdient hätte.

Er ist der Herr im Haus.

Ich schätze, er sagt mir nur Dinge, die ich selbst nicht weiß. Er erklärt mir, was ich brauche. Was ich will. Wer ich bin. Und als Gegenleistung gebe ich Sam genau die Frau, die ich in seinen Augen sein soll. Perfekt, makellos. Mit weniger würde er sich niemals zufriedengeben.

Die Männer vor Sam wollten mich immer retten, wollten meine kleinen Wehwehchen wegküssen, aber Sam wollte immer einen neuen Menschen aus mir machen. Und ich hasse es, ihn zu enttäuschen, denn Sam zu enttäuschen ist das schrecklichste Gefühl auf der Welt. Es ist die Rückkehr der hoffnungslosen, quälenden und unendlichen Leere in meinem Inneren.

»Du wirst eine wundervolle Mutter sein, Merry«, hat er mir während der gesamten Schwangerschaft gesagt, wenn mir jeden Morgen schlecht war, ich mich ausgeliefert fühlte, wie bei einer feindlichen Übernahme. Er konnte sich nicht sattsehen an mir, konnte die Finger nicht von meinem prallen Bauch lassen. Er war wie hypnotisiert von dem, was in seinen Augen seine ureigene und größte Leistung war.

»Schau nur«, sagte er dann. »Wir haben dieses Leben gemacht, dieses Lebewesen in dir drin.«

»Ein Wunder«, sagte er.

Ich fand, es war alles andere als das. Aber Sam hatte damals bereits einen Plan und einen Traum, den er zu verwirklichen gedachte: Schweden. Ein ganz neues Leben. Man streift einfach seine alte Haut ab und schlüpft in eine neue. Und der Gedanke hatte durchaus seinen Reiz, New York zu verlassen, mit seinen privaten Geheimnissen und den Dingen, für die man sich schämen musste. Manche davon betrafen Sam, doch das allergrößte betraf mich selbst.

Das Baby, das Baby. Sam liebt Conor mit einer solchen Leidenschaft, dass es mir manchmal den Atem raubt. Und jetzt muss ich auch noch an Frank denken. Frank in meinem Haus. Frank in meinem Leben. So nah. Vielleicht zu nah. Wir sind Freundinnen seit unserer Kindheit, und das ist die gefährlichste Sorte. Unsere Bindung besteht aus Erinnerungen, aus gemeinsam Erlebtem und aus Geheimnissen; aus Betrug und Eifersucht und aus Grausamkeiten, großen wie kleinen. Irgendwie war sie immer in meinem Leben, stets anwesend. Selbst wenn wir voneinander getrennt waren und Städte oder sogar Kontinente zwischen uns lagen, war es immer Frank, an die ich dachte, Frank, nach der ich mich sehnte. Ich stelle mir vor, wie sie darauf reagiert, was ich tue und sage, wie ich lebe, wen ich liebe. Ich sehe sie vor mir, wie sie das alles auf sich wirken lässt. Ich stelle mir vor, wie sich das für sie anfühlt, mein Leben zu sehen und es mit ihrem eigenen zu vergleichen. Wir brauchen einander so sehr. Das war schon immer so.

Ich erinnere mich noch, wie sie damals nach New York zog – einfach weggeschnappt von einer der besten Consultingfirmen, kaum war sie mit dem Studium fertig. Plötzlich war sie eine ganz andere Frank. Eine, die herumjettete, Dates mit Hedgefonds-Managern hatte und zusammen mit einer russischen Kunsthändlerin in einem Penthouse lebte. Ein paar Monate später packte auch ich meine Siebensachen und zog nach New York. Mein Vater zahlte mir die Miete.

»Was machst du denn hier?«, fragte Frank, als ich eines Samstagmorgens bei ihr vor der Tür stand, in der Hand zwei Bagels mit Frischkäse.

»Ich hatte immer schon vor, in New York zu leben«, sagte ich. »Das habe ich dir doch erzählt.«

Ja, wir brauchen einander. Wie sollte eine von uns denn ohne die andere existieren?

Es war neun Uhr abends, als Sam zurückkam, viel früher, als er angekündigt hatte. Das Baby war in seinem Bettchen und gerade eingeschlafen; ich hatte mit ein paar Löffeln Hustensaft nachgeholfen. Das mache ich manchmal, an den schwierigeren Tagen. Ich habe gelesen, das sei harmlos. Kleiner Trick der kundigen Mutter.

Ich tue auch andere Dinge. Manchmal nähere ich mich mit einem Kissen dem Kopf des Babys. Oder ich lege Conor für sein Nickerchen sehr nah – zu nah – an die Bettkante. Ich weiß nicht, warum. Ich weiß nicht, was mich dazu bringt. Ich weiß nur, dass ich nichts dagegen tun kann. Oft weine ich. Und manchmal ist alles taub und benommen, ganze Teile von mir sind tot und schwarz, wie verbrannte Gliedmaße. Ich bin immun gegen das Leben.

Ich saß auf dem Sofa, als ich Sams Auto über den Kies fahren hörte. Ich erschrak. Ich hatte gerade eine Sendung geschaut, in der Frauen in einem Wettbewerb gegen ihre besten Freundinnen antraten; es ging darum, wer die bessere Hochzeit schmeißt. Ich hatte mich noch nicht gewaschen. Schnell klappte ich den Laptop zu und schlug ein Buch über die Entwicklung von Kindern in den ersten Lebensjahren auf.

»Hallo, Ehefrau«, sagte Sam und küsste mich auf den Mund.

Sein Atem roch nach verfaultem Fleisch. Mir drehte sich der Magen um.

»Wie war es denn heute?«, fragte ich.

Er ließ die Frage unbeantwortet und setzte sich neben mich, legte die Hand um meine geschwellenen Brüste, wog sie, wie ein mittelalterlicher Kaufmann.

»Unsere Merry ist anscheinend in Hitze«, sagte er lachend. »Ich weiß genau, was du jetzt willst«, sagte er und steckte einen Finger in den Bund meiner Jeans. Ich konnte mich selbst an seinem Finger riechen.

»Hast du die Temperatur gemessen?«, fragte er. »Das musst du jetzt jeden Tag machen, damit wir den richtigen Zeitpunkt erwischen.«